

Heers Haupteinwand gegen die zweite Ausstellung ist bereits im Titel seiner Schrift formuliert: es seien in ihr die Täter verschwunden. Gemeint ist, daß der Einzelne als Täter zugunsten von Strukturen, Hierarchien etc. unsichtbar geworden sei. Was soll man sagen? Eigentlich nur so viel: just das Gegenteil ist der Fall. Die Fotos der ersten Ausstellung leisteten viel. Sie zeigten einiges von der Realität des Vernichtungskriegs, gaben zu denken und zu fragen: nach den Tätern und den Tatzeugen, nach diejenigen, die im Bild festhielten, was sie beobachteten. Doch beantworten konnte die Ausstellung diese Fragen, die sich jedem stellten, der sie besuchte, nicht. Damit ist, wie bereits gesagt, durchaus kein Einwand gegen die Ausstellung benannt. Nur sollte man auch nicht so tun, als hätte sie über solche Antworten verfügt. Mit diesem Anspruch wäre vielmehr eine sehr weitreichende Kritik an „Ausstellung“ als Vernichtungskonzept und U

Recht: etwas fahren wesen! Die U nicht ; dern a niema piert. mögli andere wird e strume ihm ge ihres e

Von der Moralisierung zur Historisierung. Überlegungen zur deutschen Geschichtskultur (Podiumsdiskussion in der Universität Hamburg unter dem Titel "Triumph der Gesinnung? Analytische Betrachtungen zur Wehrmachtsdebatte", in: Mittelweg 36, Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung 13,3 Juni/Juli 2004, S. 75-76, 80-82, 85-87

ermeyntliche ler Besucher Zeugen er , dessen Ab- nacht hatte. gsbesuchern ig sind, son- rden, hatte end antizi- soweit das einen ganz gewesen, so njenem In- n immer in Apologetik

Sicher ist von der ersten zur zweiten Ausstellung eine Bewegung von einer Dissens- zu einer Konsensgeschichte zu verzeichnen. Aber was heißt das? Doch wohl, daß es nunmehr gelungen ist, die These der beiden Ausstellungen, die konsensuell zuvor nur von Fachleuten ohne große Öffentlichkeitsresonanz getragen worden war, durchzusetzen, sie zu öffentlichem Wissen zu machen. Man kann natürlich die Meinung vertreten, Konsens sei ein hinreichendes Falsifikationskriterium. Für eine solche Haltung ist an etwas nur so lange etwas dran, wie man mit ihm scheitert, weil die Welt nun einmal so beschaffen ist, daß das Gute verliert und das Böse gewinnt. Der Mißerfolg ist nach solchen Prämissen eine notwendige (und tendenziell sogar hinreichende) Bedingung dafür, daß die jeweilige Unternehmung von echtem Schrot und Korn gewesen sei. Aber das ist, wiewohl durchaus verbreitet, albern.

Viel ist darüber gerätselt worden, warum die zweite Ausstellung ihre Materialien auf weißem Untergrund zeigte. Die Antwort ist einfach: schwarz auf weiß.

# Von der Moralisierung zur Historisierung

Überlegungen zur deutschen Geschichtskultur

*Am 8. März 2004 fand in der Universität Hamburg unter dem Titel »Triumph der Gesinnung? Analytische Betrachtungen zur Wehrmachtsdebatte« eine Podiumsdiskussion statt. Unter der Gesprächsleitung des Potsdamer Zeithistorikers Dr. Martin Sabrow diskutierten die Politologen Prof. em. Dr. Kurt Sontheimer und Prof. Dr. Claus Leggewie, der Historiker Prof. Dr. Jörn Rüsen und der Philosoph Prof. em. Dr. Hermann Lübbe miteinander. Den Verlauf des Gesprächs protokolliert der folgende Text in einer gekürzten und von den Teilnehmern autorisierten Version.*

*Sabrow:* Wir wollen über ein Ausstellungsereignis sprechen, das seinesgleichen in Deutschland noch nicht gehabt hat – in seiner ersten Version über vier Jahre hinweg zwischen 1995 und 1999 in 34 Städten Deutschlands und Österreichs gezeigt, von über 900.000 Besuchern gesehen, dann geschlossen, neu konzipiert nach einem Moratorium, 2001 wieder eröffnet, abermals in 13 Städten gezeigt mit diesmal 400.000 Besuchern.

Unseren ersten Diskussionsaspekt soll die geradezu unglaubliche Resonanz sowohl der alten wie der neuen Ausstellung bilden. Also lautet die Ausgangsfrage, wie das von niemandem erwartete, ungeheure Aufsehen einer Ausstellung zu erklären ist, die in ihren Kernaussagen wissenschaftlich sowenig Neues gebracht hat. Dabei stehen wir vor folgender Alternative: Handelte es sich um eine eher anachronistische Debatte, die – mit Gerd Koenen zu sprechen – in die Zeit der »großen Gesänge« und der ideologischen Bekenntnisse zurückreicht, und war sie vielleicht eine letzte Zuckung der 68er-Generation? Oder handelt es sich im Gegenteil um eine sehr moderne Debatte, die souverän am Erkenntnisstand der historischen Wissenschaft vorbeilief und zeigte, daß Geschichte im Medienzeitalter eben nur durch Skandalisierung Aufmerksamkeit erzielen kann und Zeitgeschichte entweder Streitgeschichte ist oder gar nicht?

*Sontheimer:* Der ersten Ausstellung lag bekanntlich ein ganz bestimmter Vorsatz zugrunde, nämlich zu zeigen, daß die Wehrmacht eine große Mitverantwortung für den Holocaust trug, für dieses schrecklichste aller Verbrechen, das die Deutschen begangen hatten. Und solange sich niemand mit einer deutlichen Kritik an dieser Ausstellung zu Wort meldete, solange der rechte, extreme Flügel in Deutschland relativ stumm blieb, nahm man das hin und dachte, man könne es sozusagen totschweigen. Doch schließlich kam es zu einem wirklichen Auflauf, einem latenten Interesse an dieser Fragestellung, aber wegen der Zuspitzung, die sie enthielt, wohl auch wegen der neuen Form von Materialien, den Fotos, die offensichtlich eine ganz wichtige Bedeutung für die Wirksamkeit dieser

Ausstellung gehabt haben, entstand ein Konflikt. Bald zeigte sich zudem, daß die Ausstellung Mängel aufwies, die wissenschaftlich kritisiert werden konnten. Und während die Provokation, die in der Anfangsabsicht lag, die Verantwortung der Wehrmacht zu veranschaulichen, bestimmt auslösend für die Reaktionen gewesen ist, war es auf seiten des Instituts eine, wie ich finde, kluge, angemessene Entscheidung, in der Sache möglichst viel Objektivität walten zu lassen. So hat Herr Reemtsma meiner Ansicht nach recht daran getan, eine zweite Ausstellung für notwendig zu halten. Darunter hat das öffentliche Interesse an der Ausstellung nicht gelitten. Jedenfalls hat diese Ausstellung eines bewirkt, was im historischen Bewußtsein der Deutschen auch zukünftig eine Rolle spielen wird: Es gibt nun eine differenzierte Untermauerung der These von der Mitverantwortung der Wehrmacht an den Verbrechen der Nazis. Daß genau diese These zu einem Teil unseres Geschichtsbewußtseins geworden ist, bleibt ein anhaltendes Verdienst des Instituts, das die Ausstellung auf den Weg gebracht hat.

*Lübbe:* Es ist ein alter Topos aus der traditionsreichen Kunstlehre des Rühmens, daß man, was man rühmen möchte, als einzigartig auszeichnen möge. Auch für negatives Rühmen gilt das natürlich. Und nun haben wir vernommen, daß man die Ausstellung zu den Verbrechen der Wehrmacht durch die Einzigartigkeit ihres Publikumserfolgs gerühmt hat. In der Tat: Der Erfolg war außerordentlich. Indessen: Auch andere historische Ausstellungen in Deutschland haben sich in ähnlichen Erfolgsdimensionen bewegt – so zum Beispiel die schöne und politisch natürlich vollkommen provokationslose Caspar-David-Friedrich-Ausstellung, die ja auch in Hamburg zu sehen war. Sie hat ein Millionenpublikum angezogen. Analoges gilt für die Staufer-Ausstellung in Stuttgart oder auch für die Westkunstaussstellung 1983 in den Kölner Messehallen. Mit analogen Exempeln könnte man fortfahren. Hunderttausende, ja Millionen Zuschauer stellten sich ein und lieferten einen eindrucksvollen Beweis dafür, wie vergangenheitsaufgeschlossen, um nicht zu sagen: vergangenheitsversessen die Deutschen sind. In der Tat: Auch die Wehrmachtsausstellung belegt es. Die Kunst, die man dem Veranstalter einer Ausstellung abverlangt, nämlich die Kunst, Publikumsinteresse zu erwecken, wurde hier meisterhaft beherrscht. Das dominante Kunstmittel war freilich das der Provokation. Hätte man zu diesem Mittel nicht gegriffen, wäre die Ausstellung eine historische Ausstellung des zweiten oder dritten Ranges geblieben. Worin bestand die Provokation – das ist die Frage.

*Sabrow:* Aber, Herr Lübbe, Ihr Erklärungsansatz argumentiert intentional. Sie erklären die Reaktion auf die Ausstellung aus den Absichten der Macher. Nun fand 1991 in Berlin unter der Ägide von Reinhard Rürup eine Ausstellung statt, die dem Zweiten Weltkrieg und damit ebenfalls den Verbrechen der Wehrmacht gewidmet war. Sie ist freilich ohne große Resonanz vorbeigegangen. Läßt sich da nicht die These wagen, daß es

eine Veränderung im historischen Bewußtsein unserer Zeit gegeben hat, die viel besser erklärt, warum die Wehrmachtsausstellung zu einem Skandal und einem derart gewichtigen Thema in der Öffentlichkeit wurde?

*Leggerwie:* Ich will zunächst betonen, daß diese Provokation wichtig und notwendig gewesen ist. Wir haben es heute vielleicht schon vergessen, weil die Wehrmachtsausstellung und alles, was damit zusammenhängt, in so einen »ökumenischen« Gesamtzusammenhang eingebettet wird – als ob jetzt alles in Ordnung wäre. Aber die Provokation von 1995, die Ausstellung begann im März, wurde ja am 8. Mai, 50 Jahre nach dem Kriegsende, noch mal sehr interessant illustriert, als der Fall Schwerte-Schneider ruchbar wurde. Plötzlich begriff man, daß jemand noch 50 Jahre nach 1945 in seiner wahren Identität unerkannt bleiben und einen Namenswechsel vollzogen haben konnte, was erst durch ein holländisches Fernsighteam aufgedeckt wurde. Ich habe mich mit diesem Hochschullehrer beschäftigt, habe unter anderem auch – was mir oft angekreidet wurde – seine Verdienste um die Bundesrepublik herausgestellt. Aber wenn Sie bedenken, daß Schwerte, Germanistikprofessor an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen war und dem sozialliberalen Milieu zugehörig, noch in den frühen siebziger Jahren selbst die eigenen Kinder darüber im Unklaren gelassen hatte, welche Geschichte sich in ihm verkörpert, dann läßt sich ermesen, wie wichtig die Provokation unter anderem der Wehrmachtsausstellung und damit auch jedes Mittel der Übersteigerung war. Anachronistisch war doch nicht, daß noch einmal eine von 68ern konzipierte Wanderausstellung mit dem entsprechenden Furor veranstaltet wurde. Anachronistisch war vielmehr dieses Zeitverhältnis und das erstaunliche Faktum, daß Fälle wie der von Schneider-Schwerte noch möglich waren und in der Bundesrepublik einen derartigen Katalysatoreffekt auszulösen vermochten. Ich will also darauf hinaus, daß die Übersteigerung, wie sie Hannes Heer und Klaus Naumann, der als Mitorganisator dieser angesprochenen Ausstellung meistens vergessen wird, angelastet wird, etwas gewesen ist, was offenbar unverzichtbar war.

Wie überhaupt vieles, was die 68er veranstaltet haben, augenscheinlich notwendig gewesen ist, man könnte das in der Tat als einen letzten Nachklapp von 68 betrachten. Interessanterweise fing »68« mit einer solchen Wanderausstellung an und hörte mit einer auf. Ich weiß nicht, ob sich die Älteren an eine Ausstellung erinnern können, die »Unge-sühnte Nazi-Justiz« hieß. Das war eine wirklich auf Pappmaché aufge-zogene Wanderausstellung, sie durchlief die Bundesrepublik und hatte unglaubliche Wirkungen – nicht auf mich, weil ich viel zu jung war, aber doch auf Leute, die damals 15 oder 25 Jahre alt waren als Schüler und Studenten. »Unge-sühnte Nazi-Justiz« war der Versuch, eine Institu-tion, die sich mit den Nazis bestens arrangiert hatte, die deutsche Justiz nämlich, an den Pranger zu stellen – teilweise auch mit falschen Thesen, auch mit Bildern, die nicht ganz »richtig« waren, aber im Kern doch mit

treffenden Behauptungen. 1995 werden solche notwendigen Empörungen durch eine letzte Wanderausstellung eingeklammert, die anfänglich ja auch etwas Improvisiertes hatte. Insofern ist mit der Wehrmachtsausstellung etwas passiert, was im Zug einer Zeit lag, die gerade den Historikern und der Geschichtskultur eine herausragende Bedeutung zumal in den 90er Jahren eingeräumt hat: Historiker haben damals zu allem und jedem, nicht zuletzt auch zu Fragen der Gegenwart wie der deutschen Vereinigung, als herausragende Zeitdiagnostiker Stellung genommen. Und der Wehrmachtsausstellung ist etwas gelungen, was eigentlich jeder Historiker, der sich nicht mit altniederländischen Handschriften beschäftigt und darin sein Genügen findet, tun möchte: Er will die Wahrheit herausfinden, die Öffentlichkeit erreichen und die Politik beeinflussen.

*Sabrow:* Verzeihen Sie, Herr Leggewie, aber mir klingen diese Ausführungen viel zu teleologisch. Bei Ihnen wird die Wehrmachtsausstellung von ihrem Ergebnis her gedeutet, von dem Aufruhr, den sie ausgelöst hat. Aber wenn ich die Genesis des Ausstellungsvorhabens richtig im Kopf habe, war sie ursprünglich nichts weiter als eine kleine Begleitausstellung zu einem Projekt, das zum 50. Jahrestag des Kriegsendes konzipiert wurde. Auch sollte nicht vergessen werden, daß es fast zwei Jahre lang ein eher regionales Interesse gab, bis dann durch diese Schaukel von Skandalisierung und Tabuisierung, also in diesem Fall durch den Populisten Peter Gauweiler in München, das Ganze zu einem nationalen und europäischen Medienereignis wurde. Wird diese Entwicklung nicht im nachhinein zu stark auf die Veranstalter bezogen, die auf diese Weise als Männer erscheinen, die Geschichte machen, weil sie so gut auf der Klaviatur der modernen Medien zu spielen wissen?

*Rüsen:* Ganz klar, nein. Ich beginne einmal mit den Medien. Museums- und mediendidaktisch hat die Ausstellung von Anfang an nicht überzeugt. Wenn man durch das Medium der Visualität provozieren will, dann muß man genau das Gegenteil von dem tun, was die Hamburger gemacht haben. Die erste Ausstellung besaß ein einziges visuell provozierendes Element. Das war eine Installation, die wie ein Ritterkreuz gebaut war. Es handelte sich um eine ganz bewußte Provokation, weil in diesem begehbaren Ritterkreuz Schandtaten aufgelistet wurden. Der Rest war ausstellungsdidaktisch ausgesprochen fragwürdig, an die Wand geworfene Statistiken und Texte mit kleinen Fotos. Alles, was jetzt in diese Ausstellung hineingelesen wird – ich sage es meinerseits bewußt provozierend –, verdankt die Ausstellung Herrn Gauweiler und seinen Gesinnungsgenossen.

Anachronistisch ist die Ausstellung nicht, denn sie fällt mit einem bestimmten Strukturwandel der öffentlichen Erinnerung in der Bundesrepublik zusammen. Es ist eben kein Zufall, daß im gleichen Jahr das Buch von Goldhagen auf eine unerhörte öffentliche Aufmerksamkeit stieß. Man kann zeigen, daß eine Wende im Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit eingetreten ist, die mir durchaus typisch zu



sein scheint. Das ist keine »letzte Zuckung der 68er« (denn die zucken immer noch), vielmehr hat es einen Strukturwandel geschichtlicher Sinnbildung gegeben.

Und an der Wissenschaft vorbei ist die Ausstellung schon gar nicht gegangen. Sie hat vielmehr wissenschaftliche Forschungsergebnisse öffentlich wirksam präsentiert. Warum dann diese öffentliche Resonanz? Dafür gibt es ein Bündel von Ursachen. Erstens, weil sich die Geschichtskultur der Bundesrepublik von Anfang an im Modus von Streit und konfliktreichen Debatten entfaltete. Merkwürdigerweise haben wir in der Bundesrepublik unser Geschichtsbewußtsein in der Gestalt heftiger Kämpfe entwickelt. Die Ausstellung gehört in diese Entwicklung. Zweitens stieß mit dieser Ausstellung zum ersten Mal die öffentliche Dimension des Geschichtsdiskurses der Bundesrepublik in die sogenannten Familiendiskurse hinein, die nie öffentlich geworden waren. Dieser Zusammenstoß verlief so, daß das, was in den Familiendiskursen sinnbildend wirkte, durch die Ausstellung negiert wurde. Der dritte Grund liegt darin, daß die Ausstellung mit einem Generationswechsel in der Geschichtskultur der Bundesrepublik koinzidierte. Die zweite Generation, die 68er, büßte allmählich ihre semantische Herrschaft ein. Neue Weisen des Denkens traten auf, denn ungefähr in dieser Zeit wurde die Frage nach der Subjektivität der Menschen im Dritten Reich gestellt und öffentlich wirksam. Auch dafür steht das Buch von Goldhagen. Mein Schlagwort würde lauten: Von der Moralisierung zur Historisierung. Vorher ging es eher um Funktionalität, um Strukturen, um Totalitarismus, jetzt kommen auf einmal lebendige Menschen vor. Das öffnet Zugänge zu einer neuen historischen Erfahrung. Es ging um die Subjektivität der Menschen in der Vergangenheit, und damit wurde auch die Subjektivität der Menschen in der Gegenwart angesprochen, die sich auf solche Vergangenheiten bezieht.

Das Medienphänomen können Sie vergessen! Könnte es etwas weniger Subjektives, etwas weniger Emotionalisierendes geben als diese kleinen Fotos? Jeder Museumsdesigner hätte es anders gemacht, immerhin handelte es sich um eine Zeit, in der die großen historischen Ausstellungen wie Theaterinszenierungen angelegt wurden. Das waren Feste für die Augen, während die Wehrmachtsausstellung ganz hanseatisch unterkühlt daher kam: wenig für die Augen, viel für den Verstand.

*Lübbe:* Da möchte ich als alter Hamburger Dozent die Hanseaten gern in Schutz nehmen. So miserable Arbeit, wie sie mit der ersten Ausstellung zu den Wehrmachtsverbrechen ausstellungstechnisch gemacht wurde, gestatten sich die Hamburger normalerweise nicht. Damit stimme ich zugleich Herrn Rüsen in seinem harschen Aburteil über die Qualität der Ausstellung als historischer Ausstellung uneingeschränkt zu. Um so erklärungsbedürftiger wird natürlich, wieso die Ausstellung so wirksam und in diesem Sinne erfolgreich war. Das ist die entscheidende Frage. Ich beantworte sie, indem ich eine Beobachtung von Herrn Rüsen aufnehme. Ich habe die Ausstellung im Kärntner Klagenfurt gesehen und saß

nach ihrem Besuch in einem Kreis von Altkonservativen. Erwähnenswert ist dieser Umstand, weil damit die Wahrscheinlichkeit hoch war, daß ich mich in einem Kreis von wackeren Anti-Nazis befand. Eben- darum handelt es sich ja bei Altkonservativen nicht immer, aber zu- meist. Nun: Man schüttelte den Kopf über die Ausstellung. Man emp- fand sie als typisch deutsch. Wie konnte man sich denn nur einfallen lassen, just ein Eisernes Kreuz zu installieren, um die Innenwände dieses Kreuzes zur Präsentation der Verbrechensdokumente zu nutzen? Das wäre ja in Ordnung gewesen, wenn es sich beim Eisernen Kreuz um ein nationalsozialistisches Symbol gehandelt hätte. Aber die Nationalsozia- listen haben sich doch dieses Symbol lediglich illegitimerweise ange- eignet. Nach seiner Tradition handelt es sich doch um ein Symbol des Frühnationalismus des Freiheitskriegs von 1813 mit seinen frühdemokra- tischen Volksbewegungselementen. Die Stiftung des Eisernen Kreuzes gilt dieser politisch emanzipatorisch wirksam gewesenen Bewegtheit. Selbst diejenigen unter den deutschen Frühdemokraten, die, wie auch die Ham- burger, nie etwas mit Orden im Sinn hatten, Jacob Grimm zum Beispiel, haben entsprechend gerade das Eisene Kreuz als hohes und wichtiges Zeichen der nationalen Einheit der Deutschen gefeiert. Und damals war doch die frühdemokratische nationale Orientierung links verortet und nicht etwa rechts. Mit einem Zeichen dieser Tradition geht man nicht um, wie die Ausstellung es sich in provozierender Absicht in ihrer ersten Ver- sion hat einfallen lassen. Wenn man also die Verbrechen der Wehrmacht in einem Angriffskrieg, der sich nationalsozialistisch legitimierte, unter einem Symbol zeigen wollte, so mußte man das unter dem Symbol des Hakenkreuzes tun. Aber gerade das nicht zu tun, vielmehr dafür das Eisene Kreuz zu mißbrauchen – das eben ist deutsch, eine Manifesta- tion der natürlich historisch verständlichen deutschen Verwirrung. So also kommentierte man die Ausstellung in dem zitierten österreichischen Kreis. – Ich möchte aber gern auch noch die Provokation charakterisie- ren, die die Ausstellung auf mich selber ausübte. Ich fühlte mich, empha- tisch gesprochen, als gestandener Bürger der Bundesrepublik, also der zweiten deutschen Demokratie, provoziert. Die lautstarke Insinuation der Ausstellung in ihrer miserablen ersten Version war doch, wir Deutsche seien Subjekte, die vor die wahre Natur des Zweiten Weltkriegs eine Mauer des Schweigens gezogen hätten, die endlich durchbrochen werden müßte – auch um Wehrmachtsverbrechen endlich sichtbar zu machen. Das emp- fand ich als eine Aufklärungsaktion arroganter Intellektueller, die einen vors Schienbein traten und doch nichts Neues zu sagen hatten. Und ebendas ist der entscheidende Punkt! Wir hatten doch schon als junge Bürger der Bundesrepublik zur Kenntnis genommen, daß noch vor Grün- dung der zweiten deutschen Republik Wehrmachtsführer des höchsten Ranges gemäß Urteil des Nürnberger Prozesses aufgehängt worden waren Jodl nämlich und Keitel. Auch in nachfolgenden Wehrmachtsprozessen sind noch etliche Todesurteile verkündet und vollstreckt worden. Und

das war doch nicht ohne Grund geschehen, und das alles war für junge Bürger der Bundesrepublik allein schon in ihrer Rolle als Medienkonsumenten unvergeßlich. Daß also die Wehrmacht nicht ohne Kriegsverbrechen durch den Zweiten Weltkrieg hindurchgegangen war, gehörte zu den gemeinen Selbstverständlichkeiten deutscher Selbstverständigung nach dem Ende des Dritten Reiches. Exemplarisch heißt das: Als die Ausstellung in ihrer ersten Version begann, war man doch schon seit fast 20 Jahren mit glanzvoller und seriöser historiographischer Literatur zum Thema bekanntgemacht worden. Für die Untersuchungen des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes gilt das, besonders für den vierten Band über den Zweiten Weltkrieg. Broszat hat uns belehrt. Wir lasen »Die Truppe des Weltanschauungskrieges«, und in all diesen großen und glänzend geschriebenen, gutrecherchierten Arbeiten war doch von Wehrmachtverbrechen die Rede. Nun, wird man sagen, gut – das sind die Gelehrten. Aber es handelte sich doch darum, endlich auch das tumbe deutsche Volk aufzuwecken. Aber auch das ist nichts als intellektuelle Aufklärungsarroganz. Auch das verachtete Volk war längst ins Bild gesetzt – nämlich über die Verbreitung von Büchern, die in Dutzenden von Auflagen erschienen. Ich erinnere, zum Beispiel, an einen Titel, der schon aus den späten fünfziger oder frühen sechziger Jahren stammt – an das Buch von Gerhard Schoenberger »Wir haben es gesehen«. Es enthielt, selbstverständlich, die Schilderungen der Massenhinrichtungen durch die Einsatztruppen. Aber es wurde in diesem Buch auch mitgeteilt, welche Hilfsarbeit ordinäre Wehrmachtsabteilungen dabei geleistet hatten. In vielen Hunderttausenden von Exemplaren ist dieses Buch verkauft worden. Das sind die Fakten. Die Deutschen als Leute zu traktieren, die mit Fleiß eine eiserne Mauer des Schweigens vor diesen ganzen Kram gezogen hätten, ist blanker historischer Stuß. Darin bestand die Provokation, die ich verspürte und die mich abstieß. Zum Vorteil für die Deutschen ist es ein Pole gewesen, der die im methodologischen Sinne schändliche handwerkliche Qualität der ersten Ausstellung dargelegt hat. Wäre es ein deutscher Historiker gewesen, hätte er als Objekt eines neuerlichen Historikerstreits erhalten müssen. Herr Musial hat seine Arbeit glänzend gemacht. Und das Gesamtergebnis – nämlich der wirksam gewesene Zwang zur Zurücknahme der ersten Ausstellung – beweist den stabilen, historisch-politisch stabilen Zustand der Bundesrepublik. Die Ausstellungsmacher zogen also ihre Ausstellung zurück, und sie haben durch ihre schön revidierte und sehenswerte zweite Ausstellung sich in das juste milieu der stabilen Kultur der Bundesrepublik eingefügt.

*Sonthheimer:* Man wundert sich doch, hört man dem Kollegen Lübke zu, wie er es derart gewandt versteht, eine Situation ganz anders zu schildern, als man sie selber wahrgenommen hat. Denn es ist ja nicht so, daß man sagen könnte, dem deutschen Volk sei wirklich bewußt gewesen, was die Wehrmacht im Kriege alles getan hat. Es gab sehr viele Bücher, die waren aber nicht zu Hunderttausenden gedruckt worden, wie hier

übertreibend behauptet wird. Natürlich wußte die historische Zunft von den Verbrechen der Wehrmacht. Doch gab es in der deutschen Öffentlichkeit immer schon eine Strömung, die verhindern wollte, daß ein so negatives Urteil über die deutsche Wehrmacht gefällt wird, wie es heute nicht zuletzt aufgrund dieser Ausstellung möglich ist. Das ist ein Umstand, den man nicht vergessen darf. Es herrschte doch ganz offensichtlich die Vorstellung vor, die Wehrmacht sei einigermaßen sauber gewesen.

Ich hatte einen guten Freund, Rüdiger Proske, der hier in Hamburg als Fernsehautor bekannt ist. Wir waren aus der Zeit unserer Mitarbeit bei den Frankfurter Heften miteinander bekannt. Rüdiger Proske wollte mich für eine Manifestation gegen die Ausstellung gewinnen, weil er absolut davon überzeugt war, daß die Darstellung zu einseitig wäre. Und das Problem der Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, also die Entscheidung, die Verbrechen und den Holocaust in einem Zusammenhang zu zeigen, die war ja dann auch der Anstoß, der mittlerweile zu einer gewissen Veränderung geführt hat. Nur zu meinen, es sei in Deutschland angesichts solcher Fragen alles schon im Lot gewesen, das geht, verehrter Herr Lübke, doch an der Realität vorbei.

*Leggewie:* Vieles von dem, was Herr Sontheimer gesagt hat, möchte ich unterstreichen. Herr Lübke hat den erneuten Versuch unternommen, die Ausstellung für überflüssig zu erklären und zu sagen, eigentlich konnte man das wissen und es wäre gar nicht nötig gewesen, so ein Trara zu machen, weil das nötige Maß an Aufklärung im Grunde da war. Die Geschichtswissenschaft hatte in der Tat so ziemlich alles, was dort ausgestellt wurde, bereits vorher dokumentiert, analysiert und in teilweise gar nicht so marginalen Publikationen verbreitet. Im übrigen ist das Wichtigste doch keineswegs der Medientrübels gewesen. Das Wichtigste waren doch die von Ihnen selbst beschriebenen Szenen. Daß man hinterher in wie auch immer gearteten Grüppchen zusammensaß oder in der Ausstellung zusammenstand und erregte Diskussionen zwischen ehemaligen Wehrmachtssoldaten vor einem dieser Bilder aufkamen, wo der eine sagte: »Das stimmt überhaupt nicht« und der andere: »Aber genauso war's.« Und hier liegt der wirkliche Effekt, in dem, was die Terminologie »das kommunikative Gedächtnis« nennt. Was da angeregt wurde, das zählt. Und wenn solche Wirkungen nicht eins zu eins in die aufgeklärten, abgewogenen und gut abgehangenen Thesenpyramiden der Historiographie passen, ist das doch kein Wunder. So verlaufen öffentliche Debatten eben, sie sind stets »unsauber«, ungerecht oder überzogen. Bedeutsam ist doch, daß auch diese Verläufe in einem zweiten Schritt wieder reflektiert worden sind. Die Ausstellung hat den Historikern ihren problematischen Umgang mit Bildern als geschichtlichen Zeugnissen ganz generell zu Bewußtsein gebracht. Insoweit hat sie zum Vordringen eines *iconic turn* beigetragen. Ich kann mich als Museumspädagoge, als Historiker oder als Schulbuchautor nicht mehr hinstellen, irgendein Bild nehmen und behaupten, es illustriere einen durchlaufenden Text. Wer so vorgeht, vollzieht



nicht den *iconic turn*, dokumentiert nur ein unreflektiertes Verhältnis zu Bildern überhaupt – und zwar in einer Gesellschaft, deren politisches Bewußtsein sich mittlerweile hauptsächlich über Bilder konstituiert.

Wir erleben es an den Universitäten doch oft, daß wir auf Texte und Sprache ausgerichtet sind, obwohl wir mit einem Publikum von Studierenden zu tun haben, das sich vornehmlich anhand von Bildern informiert hat, auch über den Zweiten Weltkrieg. Darin besteht doch der Erfolg von Serien wie »Holokaust«, daß die Sprache der Bilder in einer dann durchaus wieder sehr unreflektierten Weise freien Lauf bekam. Vielleicht hat sich diese Ausstellung der Naivität im Umgang mit Bildern schuldig gemacht, doch konnte sie zugleich in der Geschichtswissenschaft wie den Kultur- und Politikwissenschaften eine neue Reflexion über die Verwendung von Bildern initiieren.

*Rüsen:* Wir müssen jetzt aufpassen, daß zwei Dinge nicht verwechselt werden, nämlich die geschichtskulturelle Bedeutung dieser Ausstellung auf der einen und die mediendidaktische oder museologische Strategie dieser Ausstellung auf der anderen Seite. In der Art, wie Geschichte dem Auge präsentiert wird, gehört die Ausstellung in alles, nur nicht in den *iconic turn* der Museen. Lange vor der Wehrmachtsausstellung wurde die Sichtbarkeit historischer Erfahrung, ich habe das erwähnt, schon ganz anders präsentiert. Vom *iconic turn* zu sprechen, wo der größte Teil der Ausstellung aus Texten besteht, dürfte die Sache wohl nicht treffen.

Aber ich würde gern die wie immer sehr provozierende Rede von Herrn Lübke aufgreifen. Also erstens, mich schmerzt es, wenn Sie so über die Aufklärer herziehen. Sie meinen natürlich nur die Aufklärer, die Sie nicht leiden können. Gehören Kant und Lessing, Montesquieu, Adam Smith und Ferguson auch dazu? Ich bin in den 50er Jahren groß geworden und zur Schule gegangen. Was habe ich dort gelernt? Die Verbrechen des Kriegs sind von der SS und vom SD begangen worden, die Wehrmacht war sauber. Das paßte wunderbar in die Familiennarrative. Mein Vater ist im Krieg gefallen, war Gott sei Dank nie an der Ostfront. Für mich war er ein Held. Die Onkel, die aus dem Krieg zurückkamen, haben ihre Leidensgeschichten erzählt, und auch diese Erzählungen gehörten für mich zum sauberen Teil der deutschen Geschichte. Dann gab es noch diesen schmutzigen und elenden Teil, der aber nichts mit dem zu tun hatte, wovon die Familienüberlieferung berichtete. Mit solchen Unterscheidungen hat die Wissenschaft aufgeräumt, aber doch nicht die Öffentlichkeit. Schauen Sie sich einmal die medialen Präsentationen des Zweiten Weltkriegs etwa in den frühen 50er Jahren an – ich bin ja schließlich Zeitzeuge und Sie doch auch: wie Paul Carrell in der Illustrierten »Kristall« vorführte, welche kleinen Fehler die Generäle leider gemacht haben, weil wir den Krieg sonst nämlich gewonnen hätten, oder wie das Fernsehen in seinen Kindertagen völlig unkritisch in einer Fülle von Berichten auf die Bilder aus den alten Wochenschauen zurückgegriffen hat. Da hat es doch offensichtlich einen gehörigen Aufklärungsbedarf gegeben.

Wobei ich interessant finde, daß Sie das überhaupt nicht so empfunden haben. Mir scheint, das hat mit einem generationellen Unterschied zwischen uns zu tun. Sie sind ja schließlich eine ganze Portion älter als ich, das heißt, Ihnen ist das alles ganz anders bewußt gewesen. Aber mir doch nicht. Was wußte ich in den 50er Jahren denn vom Krieg? Die Leidensgeschichten der Onkel, die in russischer Kriegsgefangenschaft waren, haben mein Bild nachhaltig geprägt.

Zum *iconic turn* noch ein Wort: Wenn man sich ansieht, wie die Debatte der Historiker um die Bilder der Ausstellung geführt wird, dann kann man nur konstatieren, daß sie im Umgang mit den Bildern auf der Ebene der Quellenkritik angekommen sind. Ja, aber worüber reden wir hier denn, wenn wir vom *iconic turn* sprechen? Wir reden über Interpretation, über Deutung, über Vergegenwärtigung, über Symbolisierung. Das aber heißt, daß es eigentlich um eine Ästhetik historischer Sinnbildung gehen müßte. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, ist davon in der Geschichtswissenschaft wenig zu finden. Angesichts dieser Situation kann man der Hamburger Ausstellung eigentlich gar keine Vorwürfe machen. Insofern müßte ich meine eigene Kritik mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückziehen und an die Zunft der Historiker insgesamt richten.

In diesem Punkt ist bei der zweiten Ausstellung das Nicht-Ikonische auf die Spitze getrieben worden. Jetzt wird jede Form visueller Sinnbildung gnadenlos exekutiert – mit einer einzigen, allerdings instruktiven Ausnahme. Es gibt riesige bunte Bilder, in die man sich buchstäblich reinquetschen muß, um zu erfahren, daß vom Schrecken auf der Ebene der Sichtbarkeit nichts übriggeblieben ist: Bergen-Belsen stellt sich als blühende Wiese dar. Das hat sicher einen strategischen Sinn, in der Art: zu sehen gibt es nichts, also geht in die Archive, lest die Schauergeschichten, guckt euch diese kleinen Fotos an. Mithin findet sich ein Element von Visualität, freilich hat es in meinen Augen eine kontrastive Funktion, während die Botschaft der Ausstellung nun noch deutlicher als bei der ersten ganz auf der Textebene liegt.

Warum die Auseinandersetzung komplexer geworden ist, läßt sich, wie ich meine, sehr schön im Rekurs auf die Strukturentwicklung der Geschichtskultur in der Bundesrepublik erläutern. Wir haben es bei der zweiten Ausstellung mit etwas zu tun, was ich einen Historisierungsschub nennen würde. Mit ihm werden bestimmte, ausgesprochen moralistische Implikationen der Geschichtskultur der Bundesrepublik, die Herr Lübke immer schon kritisiert hat, überwunden, ohne daß die Moral aus der Geschichte verschwunden wäre. Nein, selbstverständlich bleiben die normativen Fragen präsent, aber sie werden durch die Historisierung komplexer. Museumsdidaktisch handelt es sich in der zweiten Ausstellung wirklich um eine Fakten-, eine Geschichtsklinik. Insofern würde ich meine Kritik am museologischen Design aufrechterhalten, die ja die Aufklärungsfunktion der Ausstellung, also das durch die Ausstellung vermittelte Wissen, keineswegs betrifft. Vielmehr halte ich den Schritt von der

Moralisierung, wie sie in der ersten Ausstellung prominent betrieben wurde, zur Historisierung der zweiten Ausstellung für einen generellen Trend. Wäre der Ausdruck nicht verpönt, würde ich diese Entwicklung glatt zu einem Fortschritt erklären.

*Sabrow:* Ist es nicht ein Paradoxon, wenn Herr Rüsen sagt, die zweite Ausstellung habe die These der ersten durch wissenschaftliche Unterlegung eher noch zugespitzt? Denn diese Ausstellung, die er jetzt als »Geschichtsklinik« apostrophiert hat, wurde doch zur Konsensausstellung, die nichts mehr von den Eruptionen spüren ließ, wie sie die erste in der Öffentlichkeit ausgelöst hat. Wie erklärt sich das? Michael Jeismann hat in der »Frankfurter Allgemeinen« geschrieben, daß die Wehrmachtausstellung für ihn eine Revolution des historischen Gedächtnisses in den letzten zehn Jahren spiegelt. Inhalt dieser Revolution, so Jeismann, war die ungeheure Öffnung der Vergangenheit vor der Folie der europäischen Integration, die letztlich die Vergangenheit aus dem Gefängnis nationaler Identitätsbildung herausgeholt und deswegen legitimatorisch eher überflüssig gemacht hat. Womit sich die Frage stellt, ob die Geschichte der Präsentation der Wehrmachtsverbrechen am Ende nicht doch belegt, daß die Vergangenheit in Deutschland zunehmend an legitimatorischer Bedeutung einbüßt und deswegen aus den politischen Lagerbildungen herauswandert auf ein gemeinsames Feld der Historisierung? Oder gilt die Gegenthese, wonach wir in Wirklichkeit auf dem Weg einer kühlen Einbettung des Grauens in eine ferne Vergangenheit angelangt sind, in eine entrückte Zeit, in der aus der Sicht der Nachgeborenen selbst die Täter nicht mehr Täter sind, sondern – wie ich das bei Ulrike Jureit in ihrem jüngsten Aufsatz las – »beteiligte Personen, die die Ausstellung als zur Handlungssituation gehörig betrachtet«?

*Lübbe:* Es handelt sich um ein Resultat schlicht desjenigen Generationenablaufs, von dem Herr Rüsen gerade sprach. Es wird ja keine fünf Jahre mehr dauern und der letzte Ex-Pimpf liegt unter der Erde. Alle, die sich dann noch für die Geschichte des Nationalsozialismus interessieren werden, haben also keinerlei Anschauung mehr von dieser Epoche. Ebendas bedeutet: Die Historisierung des Verhältnisses zum Nationalsozialismus wird auch in der politischen Öffentlichkeit perfekt sein.

In der Tat spielt für die Wahrnehmung dieser Ausstellung eine Rolle, daß ich in dieser Runde der Älteste bin, mehr als zehn Jahre älter als Sie, Herr Rüsen. Ich bin Jahrgang 1926. Entsprechend kann ich, sozusagen autobiographisch, mit ein paar Bemerkungen plausibel zu machen versuchen, wieso die Unterstellung der Ausstellungsmacher, das deutsche Volk sei aus seiner Verleugnerrolle zu erlösen gewesen, für falsch halte. Meine These ist also – und ich trete für die empirische Belegbarkeit dieser These ein –, daß die Tatsachen des Dritten Reiches unter den Deutschen weithin bekannt waren, zumindest insoweit, als man sie für die Gewinnung eines historisch-politisch angemessenen Urteils über die Natur des

nationalsozialistischen Totalitarismus brauchte. Ich bin mit Wehrmachtsverbrechen schon zu meiner Schülerzeit als Gymnasiast im ostfriesischen Aurich konfrontiert worden. Mein Vater hatte dort als Leiter eines Landkreiszernats Zuständigkeit für die Brennstoffversorgung. Das war nicht zuletzt Torf, nachdem Kohle primär für die Stahlproduktion reserviert war. Meinem Vater also wurden 1942 russische Kriegsgefangene für die Arbeit im Moor in Aussicht gestellt. Es handelte sich um Gefangene, die beim Vorrücken der Wehrmacht in der Südostukraine, wo ja die Wehrmacht nach Völker- und Kriegsrecht Verantwortung hatte, in Eisenbahnwagen gepfercht worden waren. 2.000 Kilometer weiter nordwestlich wurden diese Eisenbahnwagen dann in Ostfriesland wieder geöffnet. Die Hälfte der Kriegsgefangenen fiel tot heraus. Auch Zeichen von Kannibalismus waren unübersehbar. Mein Vater, ein Soldat des Ersten Weltkriegs, kam erschüttert nach Hause und berichtete davon. Ich habe damit zugleich einen der Gründe benannt, wieso ich später als Soldat, als ich in russische Kriegsgefangenschaft geriet, angsterfüllt war. Solche Angst war nicht einfach ein Resultat der Nazi-Propaganda, die von der Grausamkeit der Sowjets zu berichten wußte. Es war eine Angst vor der Rache, die mir vor dem Hintergrund der erzählten Geschichte plausibel, ja unvermeidlich schien. Statt dessen wurde ich von den Sowjets krankheits halber bereits nach einer halbjährigen Gefangenschaft entlassen. Nach Haus zurückgekehrt, vernahm ich dann natürlich auch von Mitschülern und Mitstudenten, die aus dem Zweiten Weltkrieg nach Haus gelangt waren, in einigen Fällen von Verbrechen, deren Zeugen sie gewesen waren, nämlich von Verbrechen der Einsatzkommandos. Mitwisser der Verbrechen sind mir also auch biographisch begegnet, Mittäter nicht, was ja auch nicht weiter verwunderlich ist.

Und nun noch ein Wort über das ungemeine Echo auf die Ausstellung in ihrer ersten Version – sagen wir in München mit den zitierten Äußerungen Gauweilers. Wieso gab es diese Reaktion? Nun, zwölf bis fünfzehn Millionen Deutsche dürften Soldaten oder militärnah tätig gewesen sein. Im Verhältnis zu dieser Riesenzahl ist dann die Zahl der Zeugen von Wehrmachtsverbrechen, gar die Zahl der Beteiligten daran, klein. Ich will dazu einmal eine Schätzung riskieren, deren Verifikation ich den empirisch arbeitenden Historikern überlassen muß. Ich schätze also, daß sich die Zahl der Soldaten, die Zeugen von Wehrmachtsverbrechen waren, in der Größenordnung von etwa zehn Prozent der Wehrmachtsangehörigen bewegt. Ich kann hier die Indikatoren, die mir diese Schätzung nahelegen, nicht im Detail ausbreiten. Resümierend heißt das, ich habe gewußt, wovon ich berichtet habe. Ich habe aber in meiner Soldatenzeit, die mit Einschluß der russischen Gefangenschaft zweieinhalb Jahre dauerte, nicht ein einziges Verbrechen gemäß den Kriterien des Haager Abkommens und seiner Verbindlichkeiten wahrgenommen. Und so war es eben auch den allermeisten Wehrmachtsangehörigen ergangen. Es ist plausibel, daß die übergroße Mehrheit der Wehrmachts-

angehörigen sich durch die Ausstellung in ihrer ersten Version provoziert fand – provoziert und nicht etwa aufgeklärt. Weil statt Aufklärung eben diese Provokation Absicht der Ausstellungsmacher war, brauchten sie sich auch nicht zu wundern, daß die Reaktion auf die Ausstellung die bekannte war. Sie mußte ja immerhin zurückgenommen werden – zurückgepiffen kann man auch sagen.

*Sabrow:* Es gibt dieses Hannes Heer zugeschriebene Zitat, das in Wirklichkeit wohl nur ein von ihm vorgelesenes Zitat aus einem ihm zugesandten Brief war, wonach 80 Prozent der deutschen Soldaten an der Ostfront als Zeugen oder Beteiligte in die Wehrmachtsverbrechen verstrickt gewesen seien. Dagegen steht jetzt eine Untersuchung von Christian Hartmann, die in den »Vierteljahrheften für Zeitgeschichte« vor wenigen Wochen publiziert wurde und die auf 120 Seiten eher mit Zahlen in der Größenordnung operiert, die Herr Lübke jetzt genannt hat. Doch davon abgesehen steht doch die Frage im Raum, ob die Historisierung, die in den beiden Ausstellungen zum Ausdruck gekommen ist, das Produkt eines Generationswandels darstellt oder ob vielmehr ganz andere Gründe die entscheidende Rolle spielten.

*Sontheimer:* Die Antwort lautet, daß die Historisierung mit dem natürlichen Faktum zusammenhängt, daß so gut wie niemand von denen, die mitgemacht haben und davon berichten können, mehr lebt. Was mich nur überrascht an der ganzen Argumentation des Kollegen Lübke ist folgendes: Vor gut 20 Jahren ist er mit einer Rede im Berliner Reichstagsgebäude hervorgetreten – ich selbst saß im Auditorium –, die eine von mir prinzipiell auch für richtig gehaltene, damals aufsehenerregende These formulierte. Er hat gesagt, die Bundesrepublik konnte das Problem der deutschen Vergangenheit mit all der Schuld, die dazugehörte, nur lösen, indem diese Vergangenheit weitgehend beschwiegen wurde. Aber wenn die Vergangenheit beschwiegen werden mußte, weil es für die Integration der Bevölkerung in den neuen Staat unabdingbar war, dann doch nicht deshalb, weil alles gewußt wurde, sondern weil man an die Vergangenheit besser nicht rührte.

*Lübke:* Ja, ich habe in der Tat anlässlich einer Historikerkonferenz zur fünfzigjährigen Wiederkehr der sogenannten Machtergreifung im Berliner Reichstag 1983 eine Rede gehalten, in der ich das Beschweigen der Nazi-Vergangenheit zu einer Bedingung der Integration der zwölf bis fünfzehn Millionen Parteigenossen und sonstiger Nazi-Sympathisanten und Mitläufer in die zweite deutsche Demokratie erklärt habe. Dieses Beschweigen war nicht Verdrängung. Es war in wohlbestimmter Hinsicht das Gegenteil, und ich will seine Pragmatik anhand der realen einschlägigen Reaktion eines Betroffenen und Beteiligten verständlich zu machen versuchen. Aus dem niederländischen Untergrund – dort im Keller verborgen wie Anne Frank – kam ein bekannter, zehn Jahre später weltberühmter deutscher Philosoph, ein Jude, nämlich Helmuth Plessner, nach

Göttingen zurück. Als eine glanzvolle Erscheinung des sich erneuernden wissenschaftlichen Lebens wurde er alsbald Rektor der Universität. Plessner, mit dem ich in seiner Emeritenzeit befreundet war, sagte mir gelegentlich, wie er denn hätte mit der Fülle der Altnazis umgehen sollen, mit denen er es nun an der Universität zu tun bekam und die gemäß Entnazifizierungsverfahren und 133er-Gesetz entlastet und ins Universitätspersonal zu reintegrieren waren. Man wußte doch, so Plessner, welche Kollegen Nazis gewesen waren, gelegentlich stramme SA-Leute dazu – nicht nur Professoren, vielmehr Putzfrauen und Pedelle desgleichen. Wie hätte ich eine Universität aufbauen können, wenn ich bei jedem morgendlichen Gruß dem Ex-PG mit dem Ausruf konfrontiert hätte: »Aber, Herr Kollege, wie konnten Sie nur?«. Wer am Ende der trostlosen Geschichte recht behalten hatte und wer nicht – das war ja vollkommen evident, und auch die wenigen Verstockten konnten dem öffentlich nicht widersprechen. So schwieg man also und kooperierte. Das Schweigen hatte also, noch einmal, nicht den Charakter der Verdrängung. Es war, sozialpsychologisch gesehen, eine notwendige Funktion der Kooperation unter neuen Bedingungen. Daß es sich gerade nicht um Verdrängung, vielmehr um Reintegration handelte – dafür spricht ja auch die Fülle der Literatur, die uns über die Natur des Nationalsozialismus vom Beginn der Bundesrepublik an, ja bereits unmittelbar nach 1945 informierte – etwa Eugen Kogons »Der SS-Staat« von 1946 oder auch das millionenfach in allen Schulbibliotheken verbreitete Tagebuch der Anne Frank. Nicht zu vergessen sind auch die Filmdokumente, mit denen uns die britische Besatzungsmacht bekanntmachte, indem sie den Besuch der Vorführungen von KZ-Aufnahmen in Bergen-Belsen anordnete. Das hatte man gegenwärtig.

Die Verdrängungsthese ist schlicht falsch und die Ausstellung in ihrer ersten Version wirkte nicht nur aufs arrogant mißachtete Volk, vielmehr auch auf Intellektuelle provozierend, indem sie uns zu verdrängungsblokierten, emanzipationsbedürftigen Demokratieandidaten erklärte. Historisch gesprochen heißt das: Die Ausstellung der ersten Version war ein Relikt späten Achtundsechzigertums. Aber die 68er haben eben unrecht behalten. Was wollten Sie denn? Sie wollten eine andere Republik, und ebendas ist ihnen kraft der Stabilität der zweiten deutschen Demokratie nicht gelungen.

*Rüsen:* Als die Lübkesche Rede ruchbar wurde – jetzt spricht ein Zeitzeuge der nächsten Generation – habe ich mich geärgert. Dann aber mußte ich einräumen, daß Sie recht haben. Die Beschweigungsthese ist, wie unter anderem die Arbeit von Norbert Frei mit reichhaltigem Quellenmaterial inzwischen gezeigt hat, empirisch gut belegt. Jetzt allerdings kommt ein großes Aber. Denn der nachfolgenden Generation lag das Beschwiegene wie ein Alptraum auf der Seele. Also hat diese nächste Generation, für deren Vertreter ich mich halte, das Beschweigen aufgekündigt, das zugestandenermaßen gute funktionale Gründe hatte. Diesen Schritt



der Aufkündigung halte ich für notwendig. Wir haben den Konsens über das Beschweigen aufgekündigt, indem wir – womit ich bei meiner These bin – in eine zweite Phase der historischen Sinnbildung über die Vergangenheit eingetreten sind. Deren Charakteristikum ist zweifelsohne die Moralisierung gewesen. Und daß darin ein Problem liegt, sind Sie, Herr Lübke, ja nicht müde geworden, zu betonen. Doch halte ich gegen Ihre Darstellung der geschichtlichen Situation an der historischen Notwendigkeit der Moralisierung fest.

Damit komme ich zu meinem zweiten Punkt: Was heißt »Historisierung«? Historisierung könnte eine abschließende Konsensbildung meinen, eine zweite Hamburger Ausstellung, die keinen Streit mehr provoziert und die Bundesrepublik zur glücklichen Familie eint. Wenn wir uns da nur nicht täuschen! Ich gehe vielmehr davon aus, daß sich die Streitgeschichte in der bundesrepublikanischen Geschichtskultur fortsetzen wird. Der nächste Streit wird mit Bestimmtheit kommen, und er wird mutmaßlich anders ausfallen als die Streitigkeiten, die wir vorher hatten. Warum? Weil es um eine Geschichte geht, die uns im Kern unserer Identität betrifft, die uns – anders gesagt – auf der Seele brennt. Und wir sollten, um es pathetisch zu sagen, nicht glauben, daß mit dem Tod der letzten Überlebenden auch deren Stimmen verschwinden. Es gehört doch zum Abc der Psychoanalyse, daß die Toten im intergenerationellen Zusammenhang nach wie vor lebendig sind. Solange diese Geschichte ein Element deutscher historischer Identität bleibt, und ich sehe überhaupt nicht, wie es anders sein könnte, so lange wird jede Auseinandersetzung konfligierend verlaufen. Und zwar weil wir aus dieser Geschichte die identitätspragmatische Konsequenz ziehen müssen, daß unser historisches Selbstbild ein ambivalentes ist, eines, das dunkle Flecken aufweist. Diese negativen Seiten der deutschen Geschichte müssen geschichtskulturell in unser Selbstbild eingearbeitet werden. Und diese Arbeit wird immer weh tun, weil eine solche Ambivalenz eben schwer auszuhalten ist. Diese Arbeit halte ich aber für keinen Nachteil, sondern für einen großen Vorteil. Ein Stück dieser Konfliktgeschichte wird hier ja ausgetragen, weil Sie, Herr Lübke, im Grunde diese erste Sinnbildung verkörpern und, wie ich finde, überzeugend beschrieben haben. Es geht nicht ums biologische Alter, sondern um Fragen der Sinnbildung. Das heißt, auch ein 70jähriger ist durchaus in der Lage, die Ambivalenz im Prozeß der Historisierung selber auszutragen, zu formulieren und weiterzugeben.

*Sabrow:* Aber wenn die Ambivalenz fortexistiert, warum löst die Ausstellung jetzt keinen Konflikt mehr aus?

*Rüsen:* Weil der identitätsbildende Bezug der dargestellten Geschichte im Modus der Darstellung völlig unterkühlt ist. Man muß ihn gewissermaßen von minus 50 auf plus 37 Grad Celsius erhöhen, um bei der menschlichen Körpertemperatur anzukommen. Wo ist diese Vergangenheit denn in der Präsentation, also in der Visualität der Ausstellung auf



eine Weise vermittelt, daß sich die Besucher von der Geschichte exakt dort angesprochen fühlten, wo es um sie selber geht? Die Ausstellungsmacher hatten augenscheinlich die Auffassung, daß die nackte Tatsächlichkeit für sich allein schon hinreichend sei, um eine identitätssträchtige Sinnbildung zu vollziehen. Ich bin mir aber nicht sicher, ob das wirklich ausreicht. Die zweite Ausstellung ist dermaßen klinisch, daß der innere Zusammenhang zu dem, was wir selber als Deutsche und als Europäer sind, bedauerlicherweise verlorengegangen ist.

*Leggewie:* Also ich möchte erstens bestreiten, daß der Ausstellung jede emotionale Dimension fehlt. Wie jemand, der zwanzig Jahre alt ist, diese Ausstellung und das dort Präsentierte wirklich wahrnimmt und empfindet, wäre doch erst einmal empirisch genauer zu untersuchen. Zweitens könnte ich versucht sein, zu sagen, nein, nein, die 68er haben doch gewonnen. Aber in diese gegenwärtig gern gestellte Falle werde ich nicht tapen, sondern mich auf einen persönlichen Kommentar beschränken. Im Jahre 1969 habe ich Geschichte studiert und war »Hilfsbremser« bei einem großen deutschen Historiker namens Theodor Schieder. Dessen Geschichte ist erst seit dem Frankfurter Historikertag 1998 in voller Breite bekannt, sind die Historiker ironischerweise doch die letzten gewesen, die sich mit der NS-Vergangenheit ihres Faches befaßt haben. Damals, also im Jahre 1969, gab es bereits DDR-Material über Theodor Schieder, das aus Kreisen des mir ausgesprochen unsympathischen MSB Spartakus zirkulierte. Als besagter Hilfsbremser war ich nun einerseits voller Ehrfurcht für den Geschichtsgelehrten, andererseits im Sinne des Zeitgeistes mutig. Also habe ich gefragt: »Herr Schieder, stimmt es eigentlich, was über Sie behauptet wird?« Und Schieder hat mir dann gesagt: »Junger Mann, da machen Sie sich mal keine Sorgen.« Daß er mich belügt, war mir sofort klar – so habe ich das Fach gewechselt, bei René König Soziologie studiert, der als Emigrant mit Sicherheit keinerlei Belastung auf sich geladen hatte. Damit ist der Punkt bezeichnet, über den wir reden. Daß 68 vieles übertrieben wurde, wer wollte es bestreiten? Aber begreifen Sie doch den Grund, warum übertrieben wurde. Das hat mit den Implikationen der empirisch richtigen These vom kommunikativen Beschweigen zu tun, wie sie Herr Rüsen ausgeführt hat. Womit ich beim Stichwort »Historisierung« bin! Ich glaube, daß die Ausstellung tatsächlich einen Wendepunkt in der Geschichtspolitik der Bundesrepublik darstellt. Ich behaupte deshalb, daß die NS-Vergangenheit für die Identität, Konstitution, Zukunft dieser Gesellschaft immer unbedeutender werden wird. Die Vergangenheit, die jetzt bewältigt werden muß, ist die Geschichte der Bonner Republik. Und die ist in der Tat, was unsere Hauptprobleme anbelangt, die entscheidende Geschichte: Was ist mit dem Sozialstaat, was ist mit Einwanderung oder Nicht-Einwanderung, und so weiter und so fort? Und für diese Fragen hat die Vergangenheit des Dritten Reiches eben nicht mehr die katalytische Wirkung, die sie in den 50ern, 60ern, 70ern, 80ern, sogar noch in den 90ern gehabt hat.

Gleichzeitig möchte ich die fast konträre Behauptung vertreten, daß die Geschichte des Nationalsozialismus andererseits wieder wichtiger werden wird. Wenn Sie sich etwa die Resonanzen ansehen, die sich aus Geschichten entwickeln, wie sie Uwe Timm über seinen Bruder oder Wibke Bruhns über ihren Vater aufgeschrieben haben. Beide Bücher sind eindruckliche Beispiele. So kann ich Ulrich Raulff überhaupt nicht zustimmen, der in der »Süddeutschen Zeitung« schrieb, das alles sei im Grunde Kitsch. Nein, das Nachleben all dieser Geschichten beweist, wie bedeutsam diese Vergangenheit für Leute ist, die wie Wibke Bruhns oder Uwe Timm auf die sechzig zugehen. Und für meine Generation werden Episoden wie diejenige mit Theodor Schieder von Belang sein. Es wird gerade deswegen auch in Zukunft von Bedeutung bleiben, weil es in der Weise gerahmt ist, wie es jetzt gerahmt ist.

Zu dieser Rahmung gehört nicht nur die Europäisierung der Erfahrung des Holocausts, also die Einbeziehung der verschiedenen Formen von Kollaboration und des europäischen Faschismus insgesamt, ohne daß sich daraus im Umkehrschluß irgendwelche entlastenden Schlußfolgerungen für die besondere Rolle der Deutschen ergeben hätten. Dazu gehört die Einrichtung eines »International Forum on the Holocaust« in Stockholm und einer Task Force, die unter Umständen interveniert und erklärt, daß gefaßte Beschlüsse die Rolle von Herrn Haider betreffen. Dazu gehört schließlich auch die Tatsache, daß Gerhard Schröder zur Feier des D-Day eingeladen wird, womit die Bundesrepublik auf die Seite derer rückt, die in der Normandie gewonnen haben. Damit wird handgreiflich, wie sich Vergangenheiten gegenwärtig anders gerahmt finden.

Und jetzt rücken die wichtigen Punkte in den Blick. Nehmen wir das in der zweiten Ausstellung zentrale Thema der Handlungsspielräume! Es geht um Entscheidungssituationen einfacher Soldaten, darum, ob sie bestimmte Befehle ausführen oder nicht, also beispielsweise denjenigen, Kriegsgefangene nach dem Guantánamo-Modell zu verhören. Was sagen uns derartige Themenstellungen für eine Situation, in der die Bundesrepublik auch am Hindukusch verteidigt wird? Früher boten sich griffige Kurzformeln an: wegen Auschwitz dürfe man nicht in den Kosovo gehen/ wegen Auschwitz müsse man in den Kosovo gehen. Das ist vorbei. Heute stehen diese Entscheidungen als schwerwiegende politische Probleme vor uns. Und folglich bleibt die normative Sensibilität maßgeblich, wie sie die Wehrmachtausstellung artikuliert, wenn sie danach fragt, was einfache Soldaten bei ihrer Pflichterfüllung in einer militärischen Situation tun, die eine völlig andere geworden ist. Man denke nur an den »war on terror« und dergleichen. Insofern würde ich die Historisierungsthese entschieden differenzieren: Ja, eine Historisierung hat sich vollzogen, denn die Vergangenheit des Nationalsozialismus wird für die Identität und Konstitution der Berliner Republik immer unbedeutender, und nein, denn sie bleibt innerhalb von Rahmungen virulent und bedeutsam, die diese Geschichten, über die wir hier die ganze Zeit sprechen, bekommen haben.